

Roman Bleistein SJ
Kultur des Sonntags

Wenn sehr betont von einer „Kultur des Sonntags“ die Rede ist, muß unterstellt werden, daß heute eine Unkultur vorherrscht, eine Zivilisation des Sonntags sich breit macht, daß eben der Sonntag kein „Sonntag“ mehr ist. Würde man diese „Unkultur“ näher beschreiben wollen, würde man gewiß auf folgende Details hingewiesen werden: viele Arten körperlicher Arbeit, hektische Reiselust, Mangel an sonntäglichem Kirchgang, Lärm, Langeweile, Sonntagsneurosen. Damit wären viele Formen eines Verlusts dargestellt, die auf pastoraltheologische Begriffe wie Säkularisierung, Freizeit- und Konsumorientierung, Privatisierung gebracht werden könnten. Gegen dieses Zerrbild einer Sonntagsgestaltung würde dann – teilweise im Rückgriff auf die heile Sonntagswelt von gestern – eine Kultur des Sonntags gefordert. Die Frage, ob es heute denn eine Kultur des Werktags, eine Kultur des ganzen, unteilbaren Lebens gebe, würde bei einer solchen Fixierung rundweg überhört.

Da der Sonntag also bedroht scheint, muß man die eigentlichen Ursachen seiner Bedrohung kennen, wenn man nach Abhilfe und Rettung ausschaut. Ist Ursache der Werk- und Arbeitstag? Eigentlich nicht; denn entsprechend einer sich ausbreitenden Freizeitgesellschaft bedroht den Sonntag das lange Wochenende, das sich nach neuen Freizeitforschungen vom Freitagmittag bis zum Montagmorgen erstreckt und in dessen Sog der bisherige Sonntag geraten ist. Es sind also die Freitage, die die Probleme des Sonntags hervorbringen, nicht die Werk-Tage.

Diese Bemerkungen verdeutlichen, daß die Fragestellung eigentlich nur zu zwei Themen zurückführt, die zu den eher unglücklichen Themen unter Katholiken zählen: einmal zur Spiritualität des Alltags, zum anderen zur Herausforderung der modernen Freizeit. Nur im Kontext dieser beiden Problemkreise kann das Problem einer Kultur des Sonntags behandelt und gelöst werden, wenn es realitätsgerecht und zukunftsorientiert besprochen werden soll. Eine sich an kurzschlüssigen Imperativen orientierende Aussage – wie etwa: Geht zum Gottesdienst! Laßt das Arbeiten bleiben! – nützte wenig, wie richtig diese Imperative in sich auch sein mögen; denn die vorausgesetzten Prinzipien wären nur unzureichend oder überhaupt nicht bedacht. Das so leicht erreichbar erscheinende Ziel, dem Sonntag eine Kultur zu geben oder wiederzugeben, ist komplexer und schwieriger, als es aufs erste erscheint.

Spiritualität des Alltags

Aufgrund des inneren Zusammenhangs zwischen Alltag und Sonntag, zumal wenn letzterer nicht zu einer absoluten Gegenwelt der Werktage geraten soll, muß sich die Frage stellen: Was macht den Alltag eigentlich lebenswert? Ist er erfolgsorientiert, leistungsorientiert, glücksorientiert, sinnorientiert? Ist er nur der dunkle Hintergrund, die leidvolle, anstrengende Bedingung der schönen Stunden an Sonn- und Feiertagen? Er hätte dann also nur eine funktionale Bedeutung; denn angestrebt würde und gültig wäre nur der Nicht-Arbeitstag. Da diese Funktionalisierung des Arbeitstags in einer Schizophrenie des Lebens endet und nur zu einem kompensatorischen Verhältnis zwischen Arbeitstag und Sonntag führen kann, wird darin dem Arbeitstag sein Wert in sich genommen.

Eine Spiritualität des Alltags hätte dagegen die Aufgabe, nach jenen Gründen zu forschen, die dem Alltag seinen eigenen Wert geben, und sie hätte nach jenen Formen eines christlichen Verhaltens Ausschau zu halten, in denen dann diese Spiritualität aufgehoben ist und sich ausdrücken kann. Eine solche Spiritualität des Alltags müßte versuchen, eine umgreifende Sinn- und Lebensorientierung anzubieten, die eben alle Tage eines menschlichen Lebens durchdringt. Diese letzte Sinngebung wäre für einen Christen in dem Gott zu finden, von dem er – ob arbeitend oder feiernd – Würde und damit Sinn empfängt. Wenn ein Christ arbeitet, steht er gleichsam im Werktag Gottes, dessen Schöpfung auch vom Menschen mitgestaltet wird; geht er im Dienst einer weltweiten Menschenfamilie, in der einer dem anderen dient; erfüllt er jene Ziele, die ihm selbst in seinen Anlagen und Fähigkeiten – als Angebote der Selbstverwirklichung – vorgesetzt sind. Entscheidend ist: Eine solche Sinnvorgabe greift immer über das alltäglich Zuhandene hinaus. Letzter Sinn wird dann zwar jenseits des Werktags und Werkstücks gesichtet; aber wird nur integriert in Werktag und Werkstück ergriffen. Dieser Sinn ist zugleich immer nur doppelt zu beschreiben: er ist „über“ und er ist „in“.

Wenn hier eine umfassende religiöse Lebensorientierung in den Blick genommen wird, kommen notwendigerweise Zeiten der Besinnung, der je neuen Orientierung, der Vergewisserung in einem Sinn zum Vorschein. In früheren Zeiten gab es für eine solche Orientierung die gute Meinung, das Stoßgebet, das Morgen- und Abendgebet. Über diese innere Praxis hinaus standen in der realen Welt immer wieder große Signale auf eine jenseitige Welt: Bildstock, Wegkreuz, Hausmadonna, Herrgottswinkel. Es gab hörbare Zeichen: die Läutezeichen der Kirchenglocken im Lauf des Tags und der Woche. Es gab sichtbare, soziale relevante Symbole vom Gebet auf dem frisch eingesäten Feld über das Kreuz auf den Brotlaib bis zur Kerze gegen das Gewitter. Dies alles waren Symbole der Vergewisserung, in einer anderen Welt geborgen zu sein, waren Versuche der Vergegenwärtigung des Transzendenten.

Damit aber war der Alltag als dieses geschlossene System von Leistung und Erfolg und Machbarkeit aufgebrochen, damit warf gleichsam der Sonntag sein Licht voraus; denn an ihm wurden die Menschen von Zwang und Hektik frei. Der Werktag versank nicht in der Unfreiheit; es gab in ihm immer wieder erfreuende Erinnerungen an die große Freiheit des Sonntags.

Es wurde also im Alltag bereits eingeübt, was am Sonntag voll ausgespielt, was dort vor allem in der Gemeinschaft und mit besonderem äußerem Aufwand realisiert werden konnte. Der Sprung aus einem immer noch gottnahen Alltag zu einem Sonntag war kein großer. Es ging nicht über einen riesig erscheinenden Graben hinweg, sondern man wußte gleichsam, wo im Wasser des Alltags die Steine lagen, auf denen man trockenen Fußes zum Sonntag gelangen konnte. Diese Steine waren dann Minuten der Besinnung, der geordnete religiöse Vollzug während des Tages, die von Frömmigkeit geprägte alltägliche Lebensform.

Wenn die Feier des Sonntags wieder in eine Form gebracht werden soll, ginge es zuerst um eine christliche Kultur des Alltags. Der Ort der Vorübung ist der Feierabend. An ihm könnte in der Kultur des Alltags die Kultur des Sonntags eingeübt werden. Was geschieht an ihm? Es kann nicht sinnvoll sein, sich nur am Fernsehapparat vergnügen zu wollen. Was gäbe es sonst noch an Möglichkeiten gemeinsamer Orientierungssuche und Sinnvergewisserung? Um einiges zu nennen: das Gespräch unter Ehegatten, das Erzählen von Geschichten und Legenden für Kinder, der gemeinsame Spaziergang am späten Nachmittag oder Abend, das gemeinsame Gebet je nach der Thematik des Kirchenjahrs, die Bibellesung, die Teilnahme an der Arbeit in der Pfarrei oder auch an einer öffentlichen Veranstaltung: Vortrag, Theater, Film usw. Je weniger dies alles mit „Arbeit“ assoziiert wird, um so besser. Von „Bildungsarbeit“ zu reden, baut leider die nötige Motivation zur Teilnahme in der Freizeit ab; denn nach getaner Arbeit will man nicht noch einmal „in Bildung arbeiten“. Wäre es nicht sinnvoller, mehr den Gedanken des Spiels und der persönlichen Lebenserfüllung in den Vordergrund zu stellen?

Bei allen Vorübungen wird unterstellt, daß ein Transfer vom Alltag zum Sonntag stattfindet, daß das im Werktag Eingeübte dann auch am Sonntag leichter gelingt. Es wird also nicht nur dem Alltag eine andere Form gegeben; es gewinnt vor allem das im und am Werktag Getane am Sonntag eine neue, vollendetere Gestalt, weil dort mehr Raum, mehr Zeit, mehr soziale Kommunikation in freier Wahl möglich sind. Dort fällt dem im grauen Alltag Vorgeübten sein eigentlicher Glanz zu. Er wird vor allem auch von den Grenzen befreit, die den Alltag in seiner Enge, Eile und Effizienz charakterisieren. Die Spiritualität des Alltags hätte also auch den Charakter, Vorübung einer Kultur des Sonntags zu sein. Damit würden aber zugleich Werktag und Sonntag zusammengehalten und zusammengebunden.

Herausforderung der Freizeit

Daß innerkirchlich das Problem der Freizeit noch nicht angemessen realisiert wird, zeigt sich auch in den Beschlüssen der Rottenburger Synode 1985/1986. Es wird dort eher negativ von einer „einflußreichen Freizeitindustrie“ (Synodentexte, 170) oder von einem auf das Land vorgedrungenen „Freizeitverhalten städtischer Bewohner“ (172) gesprochen. Es wird für Jugendliche gefordert, daß sie ihre Freizeit selbst zu gestalten lernen (102); die „Freizeitkultur“ wird unter jenen Bedingungen genannt, die zur Auflösung von Kirchengemeinden führen (195). Diesen defensiven Andeutungen steht dann allerdings die lapidare Aussage gegenüber: „Der gewaltige technologische Fortschritt führt zu einem grundlegenden Wandel der Arbeit und der Freizeit. Die Kirche sollte diese Entwicklung wachsam verfolgen und praktische Konsequenzen in der Pastoral ziehen“ (212). Die sich an diesen richtigen und wichtigen Text anschließende „Empfehlung“ nennt dann allerdings nur die Sorge um die Arbeitslosen und läßt vermuten, daß die vorausgehende Zeitanalyse nicht ganz ernstgenommen wurde.

Zumindest auf solche gebrochene Weise kommt der Sonntag im Kontext der Freizeit in den Blick. Und da die Freizeit bislang der Kirche ein fremdes Feld ist, steht sie der Sonntagsproblematik mehr oder weniger hilflos gegenüber. Es wäre zu bedauern, wenn angesichts des sich hier zeigenden Theoriedefizits und Handlungsbedarfs diese unerledigten Fragen unter dem Thema einer gleitenden Arbeitszeit verschüttet würden.

Was ist denn Freizeit für den modernen Menschen? Sie ist der Raum der Freiheit, der Selbstbestimmung und des Glücks. Elisabeth Noelle-Neumann hat in empirischen Untersuchungen nachgewiesen, daß Selbstbestimmung und Zufriedenheit in einem inneren Zusammenhang stehen, daß also mit Freiheit auch das Glück wächst. Da die Arbeitswelt wesentlich durch Fremdbestimmung geprägt ist, kommt in ihr für viele Menschen nur ein minderes Maß an Glück vor. Und so wird die Arbeitswelt zum Sprungbrett in jenes Reich der Freiheit, das Glück ermöglicht und „Freizeit“ heißt. Was in wenig erfreulicher Zeit erträumt, was durch Medien und Werbung noch zusätzlich verheißen wird, ist eine andere Frage. Auf jeden Fall gewinnt der Zeitraum jenseits der Arbeit durch weitere Suggestionen nur noch ein größeres, teilweise illusionäres Gewicht.

Was tut nun der moderne Mensch, um möglichst viel Freiheit in Freizeit zu erfahren? Er trägt legere Kleidung, kaum eine festliche. Er plant in vielen Fällen bewußt seine Zeit, ob er sie für weite Reisen oder für einen ausgedehnten Schlaf verwendet. Er sucht Freude in der Selbstbestätigung eines gelingenden Werks, in der (nebenberuflichen) Arbeit – von Hobbies bis zur Schwarzarbeit oder zur Nachbarschaftshilfe. Er hält sich fit beim Schwimmen, Radfahren, Wandern. Er sucht die Begegnung in Vereinen, bei Parties und Festen, um auf diese Weise gegen eine anonyme Gesellschaft einen Kontrapunkt zu setzen.

Mag in all dem auch ein wenig eine Gegenwelt zur Industriegesellschaft entworfen und errichtet werden, also im Absprung von ihr sie selbst noch einmal als Last bestätigt werden, das darin wirksame Grundprinzip heißt: Ganzheitserfahrung als eine moderne Weise des Heilseins. Daher dann auch die Vorrangigkeit einer leibhaften Gesundheit. Jogging, Sport, Ruhe, Schlafen, auch Sexualität, wären in diesem Zusammenhang zu nennen. Die spezialisierte, desintegrierende Industriegesellschaft soll in jenen Übungen der Freizeit aufgearbeitet werden, die – nicht zuletzt in der Freiheitserfahrung – ein Maximum an Ganzheitserfahrung erlauben.

Daß in dieser Ganzheitserfahrung dann das integrative Moment einer Sinnerfahrung oft fehlt, daß also in allem hektischem Freizeit-Tun additiv verfahren wird, kennzeichnet die geheime Tragik des modernen Menschen; denn diese Sportart konkurriert mit einer anderen, dieses Vergnügen läuft einem anderen den Rang ab. Man kann eben nicht alles gleichzeitig tun. Es bleiben teure Sportgeräte und reizende Möglichkeiten ungenutzt. Eine nörgelnde Unzufriedenheit ist daher das Resultat einer additiven Konkurrenzsituation. Die andere Möglichkeit wäre, daß die jeweiligen Angebote, Möglichkeiten und Erfüllungen auf eine Mitte des Lebens hin bezogen sind, daß also integrativ und integrierend gelebt wird. Daß also das einzelne Tun gleichsam seinen festen Platz in einem Kosmos von Werten hat, den es einnimmt, aber auch ausfüllt.

Was in der Freizeittheorie so vernünftig aussieht, wird in seinem Wert für die Freizeitgestaltung nicht hinreichend erkannt. Die anthropologische Reflexion, die darin vollzogen wird, wird meist als zu subtil oder als kirchlich-vereinnahmend abgelehnt. Es muß nun einen tieferen Grund als den einer puren antikirchlichen Attitüde haben, daß eine solche religiöse Mitte in der Freizeit nicht gefunden wird; denn auch sie wird von vielen in Muße, Meditation, Stille in der Freizeit angezielt.

Was mag der Grund solcher Abwehr sein? Einmal mag die Skepsis der Christen selbst gegen die Freizeit zur Verschüttung der Freizeitwerte beigetragen haben. Die von ihnen übernommene Wertordnung des aufstrebenden Bürgertums mit dem Motto „Müßiggang ist aller Laster Anfang“ ist für einen Freizeitmenschen nicht akzeptabel, sie ist ärgerlich. Der moderne Mensch fühlt sich durch sie nicht ernstgenommen.

Die Abwertung von Leibhaftigkeit, von körperlicher Ertüchtigung, von sinnhafter Gemeinschaftserfahrung, von Lebensfreude durch ein einseitig sich auf das Kreuz Jesu beziehendes Christentum mag eine zweite Ursache dieser Entfremdung zwischen dem Freizeitmenschen und der Kirche sein. Daß die Botschaft Jesu den Sinn hat, „daß einem Menschen das Leben gelinge, indem er auf Anspruch und Zuspruch Jesu eingeht“, diese positive Sicht des Christentums ist vielen Zeitgenossen unbekannt.

Viele moderne Menschen haben endlich das Christentum aus dem Raum der neu gewonnenen Freiheit hinausgedrängt, weil sie befürchteten, daß dieses Christentum

sie wieder um ihre neuen Freiheiten brächte. Alles, was sich an Moralisierung des Lebens, an Unfähigkeit der Wertschätzung (nicht Absolutsetzung) des Natürlichen, an einer merkwürdigen Verachtung von sinnhafter Humanität im Raum des Christlichen abspielte, baute Barrieren zwischen dem modernen Menschen und dem christlichen Glauben auf. Keiner gibt gern Freiheiten auf, zumal nicht für eine mißverstandene Botschaft der Befreiung. Oder wäre dieses Wort „Alles gehört euch, ihr aber gehört Christus“ (1 Kor 3, 22) nicht die gültige Devise einer echten Freiheitsbotschaft?

Wenn man sich daran erinnert, wie sehr die mittelalterliche Kirche in Spiel, Fest und Feiertagen – auch in einem erstaunlichen Übermut – dazu beitrug, daß Menschen an freien Tagen in Sinn und Freude sich aufgehoben fanden, kann man nur mit Trauer jene geheime Feindseligkeit feststellen, die sich zwischen dem modernen Freizeitmenschen und der Kirche entwickelt hat.

Die Herausforderung der Freizeit heißt, eine tragende Mitte finden für eine bunte, überschießende Lebensvielfalt. Wo wird fortan diese Mitte gefunden werden? Haben Christen sie für sich gefunden? Und können sie der Gesellschaft helfen, diese Mitte auch und gerade am Sonntag wieder zu finden?

Eines ist offensichtlich: Die Problematik des Sonntags ist nur eine Neuausgabe der alten Freizeitproblematik. Und es rächt sich heute, daß man sich diesen Problemen gegenüber eher nachlässig verhielt. Statt die Pastoral im Horizont der neuen Werte des Menschen, also der Freizeit, zu konzipieren, hat man eine kategoriale Freizeit- und Touristenseelsorge entworfen, die von vielen entweder belächelt oder als Alibitätigkeit verstanden wird. Es wäre doch weitaus sinnvoller gewesen, die gesamte Seelsorge auf den Nenner „Freizeit“ zu bringen und damit anzufangen, die Ziele und Methoden, die Inhalte und Aufgaben der Seelsorge neu zu berechnen. Aber eigentlich ist das eine Leichenrede. Nur: wenn die Kirche die heutige Situation bestehen will, genügt es nicht, in Trauer zurückzuschauen. Es ginge um eine Reform für morgen. Deshalb erneut die Hinwendung zum Thema Sonntag.

Fest des Sonntags

Bisher wurden zwei Tatsachen aufgewiesen: daß die Kultur des Sonntags nicht ohne eine Kultur des Alltags zu haben sein wird und daß die Problematik des Sonntags die der Freizeit allgemein ist. Wenn man nun von diesen Voraussetzungen aus zum „Fest des Sonntags“ findet, so darum, weil das Fest des Sonntags den Sinn der Werktage „aufhebt“ und die freiheitliche Ganzheitserfahrung in einer sozial greifbaren, geschichtlich überkommenen, kirchlich geprägten Form anbietet. Im einzelnen geht es dabei um Sinn, Symbol, Kult.

1. Sinn

Das Fest des Sonntags hebt in jener Vergewisserung eines Sinnes an, die in der Zurücknahme aus der Hektik und Selbstentfremdung gewonnen wird. Es ist gar nicht leicht, sich aus einem Funktionär der modernen Gesellschaft in einen Menschen mit Herz und Gemüt, mit Verstand und jenseitigem Verlangen zurückzuverwandeln.

Alle Weisen der Selbstfindung und Beruhigung spielen dabei eine große Rolle. Für den einen ist es der lange Schlaf, für den anderen ein Spaziergang mit der Familie, für den dritten ein Besuch in Bad, Schwimmbad oder Sauna, für den vierten Musikhören oder Musizieren mit anderen, für den fünften das Malen eines Aquarells, für den sechsten der Besuch eines Museums oder der Tennisplatz. Wie auch immer: Es wird jeder den Weg finden müssen, der ihn beruhigt, ihn still macht, ihm den Zugang zur eigenen Mitte eröffnet.

Nur in dieser Stille und Muße läßt sich dann auch jene Erfahrung der Ganzheit machen, die etwas mit Sinn und damit mit Heilsein zu tun hat. Vielleicht erfährt einer bei äußerer Ruhe wieder einmal Ruhe in sich, entdeckt Lebenskern und Lebensziel. Erst dann können letzte Fragen wach werden, wird die Sinnsuche in expliziter Weise aufgeweckt. Diese Erfahrung mag für manchen wenig bedeuten. Aber sie ist grundlegend und wichtig, sie ist das Fundament des anderen. Geht es doch um nichts weniger als um die humane Grundlage von integrierender Sinnerfahrung und religiöser Betroffenheit.

Solche grundlegenden Erfahrungen sind meist von einer großen emotionalen Dichte. Sie bringen Geborgenheit mit sich, Vertraulichkeit mit dem Leben, eine anfanghafte Zustimmung zur Welt. Damit aber sind bereits jene Saiten angeschlagen, die im Fest voll zum Klingen kommen werden. Daß solche Sinnfindung sich eher implizit abspielt, als Sinnspiel also, sei ausdrücklich betont. Sie wird ermöglicht in der vertrauensvollen Begegnung, in der Verlässlichkeit zwischen Partnern, in der Treue in einer Ehe, in der vielfältig sich in Balance haltenden Familie. Sinnspiele sind im letzten immer Sinnspiele des Vertrauens, der Zuversicht, der Hoffnung.

Bei einem ersten Zugang zur Kultur des Sonntags wäre also zu fragen, ob Sinn in seiner Notwendigkeit realisiert wird, ob die Sinnspiele gelingen, ob dadurch die Türen zu Tieferem aufgetan, die Brücken ins Geheimnis hinüber geschlagen werden.

2. Symbol

Den zweiten wichtigen Zugang zur Kultur des Sonntags benennen die Symbole. „Der Mensch braucht Bräuche“ (A. de Saint-Exupéry). Er benötigt für sich und andere auch Signale für eine tiefere Welt, die im Alltag in Gefahr ist, verlorenzugehen. Früher brachte das christliche Brauchtum viele Symbole mit, vom Ostereier über den Adventskranz bis zum geweihten Wasser. Auch die Sakramentalien boten

viele rituelle Deutungen an. Vielleicht geht es heute um eher weltliche Symbole: den Blumenstrauß, den festlich gedeckten Tisch, die brennende Kerze, den Kuß zwischen Ehegatten am Sonntagmorgen, die Kissenschlacht mit den Kindern, die Orgelmusik – was auch immer: es geht um das Besondere, um das, was höchstens sich noch an größeren Familienfesten abspielt. In all dem sind Phantasie und Kreativität gefragt. Mag es einerseits darauf ankommen, Traditionelles zurückzugewinnen, kann es andererseits auch um die Erfindung von Neuem gehen. Die Signale für eine sinnstiftende jenseitige Welt wären zu setzen. Manche Menschen werden dann aufgrund dieser Zeichen anfangen zu fragen, werden nach den Gründen der Zeichen forschen, werden in Betroffenheit still, beginnen in der Heiligen Schrift zu lesen, entschließen sich ein Gedicht zu meditieren, eine Symphonie auf der Schallplatte anzuhören. Auf solcher erweckender Symbolisierung kann dann der Kult aufbauen.

3. Kult

Im Kult gewinnen Sinn und Symbolik ihre geschichtlich gewordene Gestalt in einer Gemeinschaft. In ihm beschwört eine Gemeinschaft ihr Ethos. Überall dort, wo Menschen feierten – und sie taten dies meist zur Demonstration ihrer Hoffnung angesichts großer Not – fanden sie zur Tuchfühlung mit dem Mitmenschen zurück und entdeckten auch plötzlich einen Grundbestand an Gemeinsamkeiten, der bislang eher verborgen das alltägliche Verhalten bestimmte. Der Kult wird dadurch zu einer sozial bedeutsamen Vergewisserung von Gemeinsamkeiten, von Solidarität. Er kann dies sein, weil er auf diese soziale Dimension nicht rückführbar ist, weil er sein Gewicht und seinen Glanz aus einer Welt jenseits der Gemeinschaft bezieht, die sich in ihm auch feiert. Dieses Jenseits ist einmal die Geschichte; sie legt etwa in der Wiederkehr von Gedenktagen eine Regelmäßigkeit kultischen Verhaltens nahe. Dieses Jenseits ist zum anderen jene Welt, die mit religiösen Begriffen beschrieben wird. Genau diese transzendente Dimension aber macht kultische Formen notwendig (woher sonst Anschaulichkeit?) und läßt zugleich kultische Formen als unzureichend erscheinen (wie wäre die Grenzenlosigkeit und die Betroffenheit zu fassen?). Diese jenseitige Welt, das Geheimnis, Gott, bringt den Sinn für den nicht nur alltäglichen Menschen und kündigt sich für den sinnhaften und sozialen Menschen im Symbol an.

Wozu kann eine solche grundsätzliche Reflexion dienen? Sie kann aufweisen, daß das über den Kult Gesagte ebenso für die Feier der Eucharistie gilt. Sie ist der Form nach so menschlich wie ein jeder Kult; sie ist dem Geheimnis nach einmalig und jeder menschlichen Botschaft überlegen; sie ist deshalb von einer menschlich-übermenschlichen Wirkung – auch in die soziale Dimension hinein.

In der Eucharistie gewinnen also Sinn und Symbol ihre Ausdrücklichkeit und ihre soziale aufgehobenheit. Dadurch wird für einen Christen der Sonntag zum Herrentag, und dieser Herrentag heiligt den in Sinn und Symbol bereits angebro-

chenen Sinn-Tag. Daß diese Feier der Eucharistie Befreiung feiert und Ostern geheimnisvoll präsent setzt – und darin Sinn und Geheimnis –, das dürfte allerdings nicht nur gläubig gewußt werden, sondern müßte in der Gestalt der sonntäglichen Eucharistiefeyer greifbar sein: ein Fest wird begangen, das seinen Glanz in die Werk-Tage und in die Frei-Tage zurückwirft. Entscheidend dabei ist, daß Eucharistie in der Gemeinschaft gefeiert wird und in ihr andere Beziehungen von Partnerschaft und Ehe, von Familie und Nachbarschaft religiös „eingefaßt“ sind. Diese soziale Dimension geht oft der Feier der Eucharistie ab. Sie könnte – über den Friedensgruß hinaus – noch weiter entwickelt werden (Agape).

In dem bisher vorgestellten Bild eines Sonntags mit seinem Kult und seiner Kultur stand eher eine meditative Ausformung im Vordergrund. Es mag je nach Temperament und Charakter des einzelnen, nach Lebensalter, nach sozialer Lebenssituation, nach Jahreszeit andere „Kulturen des Sonntags“ geben: aktive, sportliche, soziale. Gerade diese Pluriformität wäre heute anzuerkennen und bereitwillig zu tolerieren.

Dabei wäre – damit der Sonntag noch der Sonntag aller bleibt – ein doppelter Grundkonsens festzuhalten: Einmal, daß die gemeinsame Feier (und Ruhe) nicht durch die Rücksichtslosigkeit einzelner gestört wird. Man kann nicht auf Kosten anderer, etwa im Lärm, seinen Sonntag feiern. Zum anderen, daß der Sonntag eine nicht zu unterschätzende gesamtgesellschaftliche Funktion hat. Er dient nicht nur der Ruhe der einzelnen Bürger, sondern er demonstriert die Neuorientierung der ganzen Gesellschaft: Ruhe von und Ruhe in. Und bei dieser „Ruhe in“ wären wir wieder beim Kult. Er übertrifft die privatisierende Innerlichkeit; denn er setzte die befreiende und beruhigende Wahrheit greifbar, sozial, gegenwärtig. Der Kult ist demnach das solidarisierende Ereignis innerhalb der Gesellschaft, nicht die im Kämmerlein sich abspielende Meditation bei Kerzenschimmer. Eigentlich ist es erstaunlich, daß dieser Zusammenhang gerade von jenen, die sonst sozial engagiert sind, oft nicht realisiert wird.

Wenn auch die Umlegung des Sonntags vom ersten auf den letzten Tag der Woche eine christliche Deutung des Sonntags eher verhüllt und erschwert, hat dieser Tag dennoch seinen einmaligen Wert. Er ist ein Fest. Das Fest der gelungenen Schöpfung: der Ruhetag des Schöpfers. Ein Fest der österlichen Neuschöpfung: Auferstehung. Eine Feier im Horizont des endzeitlichen Heils, in dem Gott „alles neu macht“ (Offb. 21,5). Wären Christen zu solcher Sicht und Praxis des Sonntags herangereift, könnten sie von ihrem Verständnis des Herrentags her den Sinn-Tag der anderen unterfangen, sie könnten von daher auch den Sonntag als Festtag aller für die ganze Gemeinschaft retten.

Literatur: R. Bleistein, Plädoyer für den Sonntag, in dieser Zschr. 203 (1985) 361 f.; ders., Das Profil des Sonntags in der Freizeitgesellschaft, in: 25 Jahre Katholische Akademie Die Wolfsburg (Mühlheim 1986) 95–102; Der Sonntag. Anspruch – Wirklichkeit – Gestalt, hrsg. v. A. M. Altermatt, Th. A. Schnitker (Würzburg 1986); P. M. Zulehner, Sonntag für den Städter, in dieser Zschr. 200 (1982) 847–856.